

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **52 (1995)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

WERNER JACOBSEN: *Der Klosterplan von St. Gallen und die karolingische Architektur. Entwicklung und Wandel von Form und Bedeutung im fränkischen Kirchenbau zwischen 751 und 840* (Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin 1992). 384 Seiten, 134 schwarzweisse und 15 farbige Abbildungen, 135 Pläne.

Eigentlich hätte man im lange erwarteten Buch von Werner Jacobsen füglich die vorläufig abschliessende Publikation über den St. Galler Klosterplan – oder sagen wir besser: den Reichenauer Plan für das Kloster St. Gallen – erwarten dürfen. Werner Jacobsen ist es nicht anzulasten, dass es ihm nicht möglich ist, in der ausgezeichnet aufgemachten Publikation ein letztes Wort zu sprechen. Noch immer fehlt ein entscheidendes Kapitel, nämlich die Publikation der Forschungsergebnisse der Ausgrabung der Kathedrale von St. Gallen in den Jahren 1964 bis 1966. Die entsprechenden Ausführungen Jacobsens schildern die Lücke trefflich, und die Bibliographie lässt keinen Zweifel an den Versäumnissen; der vom Autor publizierte Grabungsplan «nach Sennhäuser» lässt viele Fragen offen. Es ist dem Autor hoch anzurechnen, dass er sich die Mühe genommen hat, trotz fehlender Grabungspublikation den Vergleich zwischen dem 830 begonnenen Gözbert-Münster und den Plankirchen anzustellen. Die zentrale Passage – ziemlich genau in der Mitte des Buches auf Seite 187 – sei hier wörtlich zitiert als Beispiel einer seriösen Forschungsarbeit, die nicht in der Schublade oder in den Magazinen hängen bleibt, sondern der internationalen Forschungsgemeinschaft zugänglich gemacht und zur wissenschaftlichen Diskussion gestellt wird (eine Selbstverständlichkeit, möchte man meinen): «Dieser Massvergleich zwischen den Abmessungen des Gözbert-Baus und den entsprechenden Massinschriften des Planes zeigt eine auffallende Übereinstimmung und deutet somit darauf hin, dass der Gözbert-Bau weniger in 'freien Abwandlungen' als tatsächlich in einer engen Anlehnung an den Klosterplan ausgeführt wurde, und zwar in einer engen Anlehnung an die inschriftlich fixierte Masskirche, nicht so sehr an die gezeichnete Plankirche. Hieraus darf gefolgert werden, dass zumindest die inschriftlich fixierte Masskirche des Planes für Gözberts Neubau einen unmittelbaren Bauvorschlag darstellte, welcher von Gözbert in vier der fünf Massinschriften auch genauestens befolgt wurde.»

Auf eine Aussage dieser Art hat man lange gewartet; man kann sich nur wundern, dass sie nicht schon während oder unmittelbar nach der Grabung geäußert wurde, also vor dreissig Jahren!

Der Plan hat seine Vitrine in der Stiftsbibliothek St. Gallen bisher nie verlassen; alle Untersuchungen erfolgten bisher durch das Glas hindurch. Es mag für den heutigen Wissenschaftsbetrieb auch bezeichnend sein, dass eine so gewichtige – und teure – Publikation wie diejenige Jacobsens herauskommt, bevor eine technisch einwandfreie Autopsie des Dokuments vorgenommen werden konnte. Doch hat sich die Gratwanderung des Autors gelohnt; in bezug auf das vorher Gesagte ist es alleweil besser, die einmal gewonnenen und abgestützten Kenntnisse vorzulegen, damit sie diskutiert werden können. Dabei ist hier zu beachten, dass die Teile in Jacobsens Buch, die direkt den Plan betreffen,

relativ schmal bleiben gegenüber den reichen Ausführungen zur Stellung der Planarchitektur im Vergleich mit der gebauten fränkischen Architektur der Zeit, was die Publikation auch zum Standard- und Nachschlagewerk macht. Jacobsens Buch erweist sich in diesem Hauptteil als ein Kompendium für die karolingische Architektur, dem man nur noch Veröffentlichungen Carol Heitz' zur Seite stellen kann.

Wenn man sich die verschiedenen Rekonstruktionsversuche der Plankirche ansieht, kann man sich eines Lächelns nicht erwehren angesichts der im Grunde einfachen Erklärung des Problems durch Jacobsen; aber natürlich, im nachhinein ist man immer klüger. In dieser Einfachheit liegt auch der Beweis für die Richtigkeit seiner neuen Sicht der Dinge. Dem Rezensenten ist die Rekonstruktion Adolf Reinles unvergesslich, vorgetragen als Antrittsvorlesung des Privatdozenten in Basel in der voll besetzten, ehrwürdigen Aula der Alten Universität. Schon Hans Reinhardt, der Extraordinarius für Kunstgeschichte in Basel, hatte sich in früheren Jahren darum bemüht, sich vorzustellen, wie die vermeintliche Diskrepanz zwischen der Zeichnung und der Beschriftung der Plankirche aufzulösen sei. Schliesslich hat sich Walter Horn von der University of California in Berkeley schon für die grosse Ausstellung «Karl der Grosse» 1965 in Aachen vorgenommen, die mögliche Ausführung der Klosteranlage nach dem Plan in nicht unumstrittenen Modellen zu visualisieren, zuletzt in jenem Modell von 1982, das Teil einer von der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia weltweit gezeigten Ausstellung darstellt. Das Phänomen der Ausstellung – sie wurde bereits an über sechzig Orten gezeigt – macht die Aktualität und auch die Popularität des Themas deutlich. Überall stiess und stösst die Ausstellung noch immer auf grosses Echo bei Publikum und Presse, ein Hinweis darauf, dass sich die Geisteswissenschaft nicht hochmütig darauf berufen darf, dass sie erst dann in die Öffentlichkeit gelangt, wenn sie ihren Gegenstand vollumfänglich analysiert hat.

Damit sei aber gleichzeitig nicht den Fehl- oder Überinterpretationen von Walter Horn das Wort geredet. Seine dreibändige Publikation von 1979 wie die Ausstellung kann heute nicht ohne Beizug von Jacobsens neuem Buch konsultiert werden. Allerdings wird der Vergleich diesen Publikationen nicht gerecht; während Horn vornehmlich aus dem Plan heraus und aus seinen reichen Kenntnissen der mittelalterlichen Holzarchitektur argumentiert, bemüht sich Jacobsen darum, die Entwicklung des fränkischen Kirchenbaus des 8. und 9. Jahrhunderts nachzuzeichnen und die Stellung des Plans innerhalb dieser Entwicklung zu definieren. Horn hat sich selbst ein Bein gestellt, indem er zu sehr auf der Zahlensymbolik des Plans insistierte; seine Beobachtung, zunächst in der Festschrift zum 1250-Jahre-Jubiläum des Klosters Reichenau im Jahre 1974 publiziert, war richtig, dass der Plan nach strengen geometrischen Moduln aufgebaut ist, dass er das gebundene System der romanischen Kirchenarchitektur vorwegnimmt, und dass der Zahl 40 eine bedeutende, auch symbolische Rolle zukommt. In den nachfolgenden Publikationen trieb Horn leider diesen Ansatz auf die Spitze, wodurch er an Glaubwürdigkeit verlor. Jacobsen geht in minuziöser Kenntnis der bisherigen Forschung vor; mehr als zwanzig Seiten widmet er der Forschungs-

geschichte, die schon fast Dimensionen eines Romans von Umberto Eco angenommen hat (S. 11–34). Schon 1604 fand der Plan Eingang in die wissenschaftliche Diskussion durch Heinrich Canisius, und Jean Mabillon publizierte den Plan als Kupferstich 1704 in seinen *Annalen des Benediktinerordens*. Seit 1952 liegt eine Faksimileausgabe vor. Mit Recht weist Jacobsen den Ansatz Reinles zurück, der sich 1963/64 dazu bekannt hat, angesichts der Einzigartigkeit des Dokuments so zu tun, alles bisher über den Plan Gesagte «gleichsam zu vergessen oder nicht nachzuschlagen und sich mit dem Dokument naiv zu befassen, als wäre es ein Neufund». Das konnte nicht gut herauskommen. Lange stritt die Forschung über die Frage, ob der Plan als Dokument der Klosterreform von Benedikt von Aniane und der Reformsynode von 817 zu gelten habe. Walter Horn meinte dies belegen zu können in der Annahme, der Plan stelle eine Pause dar, da Zirkeleinstiche fehlten. Untersuchungen im Streiflicht durch Norbert Stachura, publiziert in den Jahren 1978–1982, legten aber sehr wohl Zirkellöcher und Vorzeichnungen zutage.

Jacobsen kann zwei Produktionsphasen unterscheiden; während der ersten wurde die Kirche mit dem Kreuzgang und den südlich angrenzenden Klosterbauten gezeichnet; nie bisher konnte man sich ein so deutliches Bild vom Ablauf der Planherstellung machen (S. 74–78).

Die Abteikirche von Reichenau-Mittelzell war das ausschlaggebende Vorbild für die Plankirche; dort wurde der Plan auch gezeichnet. Es ist spannend zu sehen, wie sehr der Plan der Praxis der Reichenauer Bauhütte verpflichtet ist, gibt er doch die geplante Erweiterung des Erlebold-Baus wieder, mit anderen Worten, die Reichenauer wollten zunächst den St. Gallern vorschlagen, ihre Kirche in dieser, der erweiterten Form mit einem Westquerhaus zu bauen. Das Resultat vermochte aber den Zeichner nicht zu überzeugen, er begann zu radieren und neu zu zeichnen, was das Quazlicht deutlich zutage treten lässt. Nach einer Zwischenphase fand er schliesslich zur endgültigen Form der Plankirche, gezeichnet mit roten Linien: Die Westapsis bleibt bestehen, doch fällt das Westquerhaus weg. Jacobsen umschreibt die so gefundene Form als Kombination der Reichenauer Abteikirche in den Ostteilen und der Periode VI des Kölner Domes in den Mittel- und Westteilen. Doch damit nicht genug; kurz nach der Vollendung des roten Planes wurden die Ostteile der Kirche neu als Zellenquerbau definiert, wie er zwischen 815 und 827 in der Einhard-Basilika in Michelstadt-Steinbach auftritt, aber auch Kornelimünster, Maursmünster und Landen.

Minutiös zeichnet der Autor die Problematik der verschiedenen Massangaben auf, die für sich genommen eine wieder andere Form der Plankirche ergeben, und legt offen, dass die bisherigen Theorien zu diesem Problem nicht zu überzeugen vermögen. Die Analyse der Massinschriften zeigt, dass die grossen Masse in karolingischer Zeit sehr wohl realisiert worden waren, allerdings nur in den grössten Basiliken; sie stellen Maximalwerte dar. Jacobsen kann so die Thesen von Thomas Puttfarcken und Leo Hugot bestätigen, dass die gezeichnete Plankirche zunächst kleiner gedacht war und durch die Massangaben auf monumentale Grösse gebracht wurde. Und es sind diese monumentalen Masse, die sich im ausgegrabenen Gözbert-Münster wiederfinden, sie stellen den eigentlichen Bauvorschlag aus der Reichenau dar und nicht die Planzeichnung.

Dabei bleibt aber Jacobsen nicht stehen; er untersucht in den folgenden Hauptkapiteln die doppelchörigen Kirchenanlagen im Umkreis der St. Galler Plankirche (S. 191–259) und die «gestauchten Zellenbasiliken» im Umkreis des St. Galler Gözbert-Baues (S. 261–320). Damit werden zugleich erstmals der internationalen Forschungsgemeinschaft die Resultate der Grabung zugänglich gemacht.

Die Doppelchor-Anlage bezeichnet stets, seit frühchristlicher Zeit in Syrien, Nordafrika und Spanien, einen besonderen Ort, sei es, dass in Haupt- und Gegenapsis zwei Heilige verehrt werden oder die Gegenapsis für sepulkrale Zwecke benützt wurde. Im Frankenreich finden sich die Anlagen erst seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts: die Abteikirchen St. Salvator und Bonifatius in Fulda oder Saint-Maurice d'Agaune im Wallis, die Dome von Fritzlar, Köln und Paderborn, die Abteikirche von Echternach, St. Theodul in Sitten und natürlich der eigentliche Referenzbau, die Abteikirche St. Maria in Reichenau-Mittelzell; daneben führt der Autor Bauten auf, deren Doppelchoranlagen umstritten sind. Jacobsen gibt zu allen diesen Bauten meisterhafte Analysen und Pläne und referiert über den neuesten Forschungsstand.

Der Autor stellt eine Häufung von Doppelchoranlagen in den Jahren 787–802 und 830/36 fest, meistens allerdings sind es Umbauten von bestehenden Gebäuden. Zu Recht stellt der Autor Richard Krautheimers Verdienst heraus, die Anlage von Fulda als eine Kopie von Alt St. Peter in Rom erkannt zu haben, bis hin zu den Massen und zur Hauptapsis *Romano more* im Westen; zu Krautheimers fundamentalem englischem Artikel von 1942 in *The Art Bulletin* wäre der Nachdruck in deutscher Sprache anzufügen in seinem Band «Ausgewählte Aufsätze zur europäischen Kunstgeschichte» (Dumont Buchverlag, Köln 1988, S. 198–276). Es ist dieser Rom-Bezug, der nicht nur die Architektur, sondern auch die sie bestimmende Liturgie, aber auch die Malerei nördlich der Alpen entscheidend geprägt hat; das Unterkapitel «Zur liturgischen und kirchenpolitischen Einordnung der karolingischen Doppelchoranlagen» (S. 243–258) wird zur spannenden Lektüre über das Verhältnis der Frankenkönige zum Papst, da der Autor fundiert und stets mit den Quellen zur Hand argumentiert. Während Karl der Grosse, vor allem bis 806, sich um die Reform nach römischem Vorbild bemühte, setzte Ludwig der Fromme einen anderen Schwerpunkt; ihm ging es um die Einführung der reinen montecassinischen Form der Regel des hl. Benedikt. Dies hatte zur Folge, dass keine Doppelchoranlagen mehr gebaut wurden, war doch der wichtigste Grund für sie die Ausrichtung des Priesters nach Osten und zum Volk, was wie in Alt St. Peter nur aus einer Westapsis heraus möglich war. Nach Abschluss der kirchlichen Reformpolitik Ludwigs um 830 lassen sich wieder Rom-Bezüge feststellen; Jacobsen fragt sich, ob darin weniger eine Rom-Renovatio zu sehen sei als vielmehr «eine politische Rückbesinnung auf die Glanzzeit Karls des Grossen» (S. 258). Es ist dies ein Zug, der im Bodenseegebiet eine grosse Rolle spielt, man denke nur an den Folchart-Psalter mit seinen ikonographischen Anspielungen auf Karl den Grossen und natürlich an die Tuotilo-Elfenbeine in der Sicht von Johannes Duft und Rudolf Schnyder (Beuron 1984). Da die Plankirche als ein Wurf erkannt wurde, neigt Jacobsen zur Datierung um 830; bei den früheren Doppelanlagen der Zeit zwischen 787 und 802 handelte es sich dagegen um nachträgliche Anbauten von Westquerhäusern und Westapsiden.

Von alledem ist im realisierten Gözbert-Münster nichts übriggeblieben. Zwar zählte der Bau zu den wichtigsten Unternehmungen der Zeit, doch das fast zu einem Quadrat gestauchte Langhaus und die Winkelstollenkrypta erlaubten keine Darbietung der Heiligengebeine für die Pilger noch eine Prozessionsliturgie. Der syrische Typus der sog. Pastophorienkirche mit den abgetrennten Räumen im Ostteil der Kirche war in der fränkischen Architektur geläufig, allerdings nur bis ins 8. Jahrhundert. Im 9. Jahrhundert kam ein verwandter Typus, eben derjenige der «gestauchten Zellenbasilika» auf, so die Einhard-Basilika in Michelstadt-Steinbach, die Abteikirche in Kornelimünster sowie die Kirchen in Argelliers, Aniane, Maursmünster, Münstereifel, Vreden, Reims, Halberstadt und – weiter nicht mehr überraschend – Reichenau-Mittelzell; weitere Kirchen lehnen sich

an dieses Schema an, wieder andere dürfen nicht zu dieser Gruppe gezählt werden. Jacobsen argumentiert zu allen Denkmälern in seiner gewohnt subtilen Art.

Wieder stellt die Zusammenstellung der Vergleichsbauten «nur» eine Materialsammlung dar (wofür man das Buch *auch* zur Hand nehmen kann), doch die entscheidende Aussage des Autors findet sich in der liturgischen und kirchenpolitischen Einordnung der «gestauchten Zellenbasiliken» (S. 305–320). Die zu beobachtende Häufung dieses Bautyps in den Jahren 814 bis 830 kann nicht als Wiederaufleben des Pastophorienbaus interpretiert werden; es ging um die räumliche Trennung von Klerus und Laien, was den Intentionen des Reformers Benedikt von Aniane entsprach. In Körnelimünster wurden diese unter den Augen Ludwigs des Frommen besonders deutlich in die Klosterarchitektur umgesetzt, in den bescheidenen Dimensionen auch als Zeichen für die gewollte Abkehr von der monumentalen Architektur Karls des Grossen.

Gözbart nun liess sich 830 zwar für die Form der «gestauchten Zellenbasilika» von den Reformern leiten, knüpfte aber mit der Wahl der monumentalen Säulenarkaden ästhetisch wieder an die Zeit Karls des Grossen an. 836 dann, am Konzil von Aachen, wurde erstmals wieder nach dem Tod Karls die Vorbildlichkeit Roms betont. Damit wird auch das lange Zögern von Abt Gözbart erklärbar; 816 trat er sein Amt an, erst vierzehn Jahre später nahm er den Neubau der Kirche in Angriff. Er war nicht daran interessiert, einen bescheidenen Reformbau zu errichten.

Da Jacobsen die Übereinstimmung zwischen der «Masskirche» auf dem Plan und dem gebauten Gözbart-Münster nachweisen konnte, bedeutet dies auch, dass der Reichenauer Bauvorschlag erst nach Abschluss der anianischen Reform in den auf den Plan geschriebenen Massangaben formuliert werden konnte. Der Plan ist also unmittelbar vor Baubeginn des Gözbart-Baus entstanden, Ende 829 oder anfangs 830. Sicherlich ist damit die Diskussion nicht abgeschlossen, doch erstmals in der fast vierhundertjährigen Forschungsgeschichte des St. Galler Klosterplans liegt das Material nun ausbreitet und geordnet vor, erstmals auch eine hieb- und stichfeste Argumentation, welche der oft merkwürdig schwammigen Forschung einen gültigen Massstab setzt.

Jacobsen vermutet den Reichenauer Bibliothekar Reginbert als den «geistigen und materiellen Schöpfer» des Plans, zumal Bernhard Bischoff seine Hand identifiziert hatte; dies, aber auch die Resultate des Palaographen werden noch zu reden geben; man darf auf die Forschungen von Walter Berschin gespannt sein, dessen Arbeiten in der Bibliographie fehlen, vor allem sein 1987 im Dr. Ludwig Reichert Verlag, Wiesbaden, erschienenes Buch «Eremus und Insula» mit wichtigen Passagen zum Klosterplan. Diese Brücke findet ihre Erklärung in der beschwerlichen Geschichte der vorliegenden Publikation; sie hätte zunächst im Rahmen der Frühmittelalterlichen Studien der Universität Münster i.W. erscheinen sollen, dann interessierte sich vorübergehend der Thorbecke-Verlag in Sigmaringen dafür, bis sich schliesslich der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft in Berlin dem Manuskript annahm. Die Arbeit lag 1981 als Dissertation der Universität Marburg vor und wurde bis 1985 in die heute vorliegende Form umgegossen, der keine Erstlingssymptome der Doktorarbeit mehr anhaften.

Das Buch schliesst in sympathischer Selbstbescheidung: «Die hier zusammengefassten Ergebnisse zum St. Galler Klosterplan wurden zum Ende hin immer unbestimmter und unentschiedener... Die Tatsache, dass so viele der gängigen Thesen sich hier als fraglich erwiesen, offenbart einmal mehr, auf welch tönernen Füßen die Mittelalterforschung steht» (S. 332). Daraus schliesst der Autor aber nicht, seine aufregenden Ergebnisse seien unter Verschluss zu halten...

* * *

Christoph Eggenberger

EVA ROTH KAUFMANN/RENÉ BUSCHOR/DANIEL GUTSCHER: *Spätmittelalterliche reliefierte Ofenkeramik in Bern. Herstellung und Motive* (Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart/Wien 1994). 307 S., 11 S. Motivtafeln – diese liegen als übersichtliches Faltposter im Buchdeckel bei, zahlreiche Schwarzweiss-Abb., zwei Farbtafeln, der Katalog beinhaltet Zeichnungen von 433 Objekten.

Seit der Publikation von Jürg Tauber «Herd und Ofen im Mittelalter», SBKAM 1980, ist bislang keine vergleichbar umfassende Monographie zur Ofenkeramik im Deutschschweizer Raum mehr erschienen. Für die Regionen Elsass und Oberrhein ist die Publikation von Jean-Paul Minne zu erwähnen («La céramique de poêle de l'Alsace médiévale», Strassburg 1977), die vor allem Fragen zur Herstellungstechnik Motive und Vorlagen der Ofenkacheln vom 14. bis 16. Jahrhundert berücksichtigt. Während Tauber vorwiegend Ofenkeramik aus der Nordwestschweiz vom 8. bis in das 14. Jahrhundert untersucht hat, liegt der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit bei stadtbernerischen Funden aus dem 14. und 15. Jahrhundert, wovon ein Teil von Eva Roth Kaufmann am kunsthistorischen Institut der Universität Bern bei Frau Prof. Dr. Ellen Beer als Lizentiatsarbeit eingereicht wurde. Ziel der Publikation ist einerseits ein umfassender Motivatlas der Ofenkeramik, der nicht nur an Fachleute, sondern auch an ein breiteres, interessiertes Publikum adressiert sein soll, sowie stilgeschichtliche und technologische Untersuchungen.

Im ersten Hauptkapitel (S.13–23) wird das Fundmaterial vorgestellt, das zur Hauptsache aus einer Ausgrabung im Jahre 1986 auf der Berner Münsterplattform stammt. Das Fundgut, das mit dem «Jahrhundertfund der europäischen Plastik des Spätmittelalters» (S.7) (URS ZUMBRUNN/DANIEL GUTSCHER, *Die Skulpturenfunde der Münsterplattform*, Bern 1994), d.h. mit rund 500 Skulpturenfragmenten vergesellschaftet war, umfasste etwa 2500 Kachelfragmente, von denen 433 Objekte für die vorliegende Untersuchung ausgewählt worden sind. Der grösste Teil der Kacheln datiert vom 14. Jahrhundert bis in die Frühzeit der Reformations, wobei der Schwerpunkt aufgrund der gegebenen Funddicke in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts fällt. Um eine auf die Münsterplattform beschränkte Fokussierung zu vermeiden, wurden weitere Kachelfunde aus Bern und Umgebung, die stilistisch in das 14. und 15. Jahrhundert datieren, zur Vervollständigung des Motivatlas beigezogen. Die Verteilung der Funde aus dem Schutt der Münsterplattform auf die entsprechenden Abbauschichten wird in tabellarischer Form (Abb. 1, S.13) vorgelegt. Daraus wird ersichtlich, dass die Verfüllschichten stratigraphisch nicht unterteilt werden können, so dass man von einer einmaligen Aufschüttung ausgehen kann. Die Gruppierung und Datierung der Kacheln stützt sich infolgedessen auf rein stilistische und technologische Kriterien. Die stilistische Datierung bewegt sich im Zeitraum von zwei Eckdaten: 1334 wurde der benachbarte Friedhof erweitert, wofür riesige Stützmauern errichtet werden mussten, die sich in der Plattform noch nachweisen lassen. Mit dem zweiten Datum 1531 wurde die Weiterbelegung des Friedhofs verboten. Die Autorin zieht daraus den Schluss, dass die Plattform 1334 bis 1531 kontinuierlich mit Schutt aufgefüllt worden sei (S.16). Als Auffüllungsmaterial diente Schutt aus der näheren Umgebung und – der Autorin zufolge – auch aus der Landschaft Berns sowie offenbar auch Kacheln ausgedienter Öfen aus benachbarten Häusern. Ob man sich für die Aufschüttung wirklich die Mühe gemacht hatte, um unter möglicherweise erheblichen Strapazen Schutt aus einer grösseren Distanz herbeizuschaffen, bleibe dahingestellt.

Im zweiten Hauptkapitel widmet sich Eva Roth Kaufmann herstellungstechnischen und terminologischen Fragen (S.24–47). Nach kurzen Ausführungen zur Dreh- und Modeltechnik werden die verschiedenen Glasurfarben anhand der – leider – beiden

einzigsten Farbtafeln erläutert. Die entwicklungsgeschichtlich hergeleiteten Unterschiede der Farbgebung sind in diesem Zusammenhang leider zu wenig klar herausgearbeitet worden. Interessant wäre hier sicher eine systematische Verknüpfung der Motive zu den entsprechenden Glasurfarben.

Nach der Beschreibung verschiedener technologischer Aspekte wie Herstellungstechnik (Drehtechnik und Pressmodeltechnik), Material und Glasurfarben, Rahmen, Relief und Format (S. 24–29) kommt die Autorin auf den Ablauf des Herstellungsprozesses zu sprechen, wobei sie interessante Überlegungen einfließen lässt. Sie rekonstruiert den Werdegang einer reliefierten Blattkachel ausgehend von der Vorlage aus dem Musterbuch, Holzschnitt oder Kupferstich, über den Reisser, der das Vorbild leicht vereinfacht, vielleicht sogar etwas abstrahiert, zum Formschneider, der die Vorlage in Holz schnitzt, und schliesslich zum Hafner, der sein Rohmaterial Ton in die Holzform presst, die Kachel überarbeitet, glasiert und brennt. Holzmodel eigneten sich für den Handel über grössere Distanzen besser als Tonmodel. Dies gäbe auch eine plausible Erklärung dafür, weshalb im Vergleich zu den Massen an Keramikfunden Model aus Keramik eher eine Seltenheit darstellen und sogar im archäologischen Fundmaterial einer Töpferwerkstatt kaum überliefert sind, obschon mehrere Model zu erwarten wären.

Im Rahmen der Erörterungen zum Herstellungsprozess und zu den formalen Übereinstimmungen der Kachelmotive zu den Motiven auf Bodenfliesen schliesst die Autorin den Gedanken an, dass sich das «Berufsbild des Hafners nicht auf die Erzeugung von Ofenkeramik beschränken muss» (S. 33). In Basel umfasste die Arbeit der Hafner, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in einer Zunft organisiert waren, das Herstellen von Geschirr- und Ofenkeramik. Ferner ist von einem Basler Hafner überliefert, dass er für die Heiligkreuzkapelle eine Kreuzigungsgruppe aus Ton formte. (PAUL KÖLNER, *Geschichte der Spinnwetternzunft zu Basel und ihrer Handwerke*, Basel 1931, 213.). In der Regel gehörte das Herstellen einfacher Geschirrkemik und Ofenkacheln zum Aufgabenbereich eines Hafners.

Auf den Seiten 33–42 wird eine terminologische Definition der Kacheltypen geliefert. Die gewählte Form der Abbildungen erschwert dem Leser die Umsetzung der Definitionen. Es wäre für den Leser verständlicher, wenn zu den gegebenen Definitionen stets auch die entsprechenden Abbildungen auf derselben Seite erscheinen würden. Doch kann das nicht der Autorin angelastet werden.

Die ausführlichen Beschreibungen zu Form und Funktion der einzelnen Kacheltypen werden auf einer schematischen Tafel übersichtlich, in Funktionsgruppen unterteilt, zusammengestellt (S. 43). Abschliessend weist die Autorin im Kapitel VII über die Kachelform und Kachelfunktion zu Recht darauf hin, dass «die Einteilung nach Funktion» das primäre Kriterium sei, «da funktionelle Anordnungen an sich schon formale Bedingungen stellen» (S. 42.). Jede Gebrauchsform wird primär durch ihre Funktion festgelegt.

Leider wiederholen sich im Kapitel über Kachelform und -funktion (S. 43–45) viele Aspekte der vorangegangenen Abschnitte. Aufschlussreich und durchaus nachvollziehbar sind indes die als fiktive Rekonstruktionen vorgestellten Ofentypen (S. 46/47), wo in schematischer Weise eine Auswahl an Motiven einem Ofentyp zugeordnet werden, die im Katalog abgebildet sind. Im Anschluss an den ersten, vorwiegend technologischen Teil mit ergänzenden Überlegungen zum Berner Hafnerhandwerk kommt die Autorin auf S. 60 zur eigentlichen kunsthistorischen Auswertung, worin sie Fragen zu Stil und Motivik ins Zentrum stellt. Hierfür wurden die Kacheln nicht nur nach Motiven, sondern nach Bildinhalten gruppiert. Die erste Gruppe umfasst sämtliche Darstellungen aus dem Bereich des höfischen Ideals, der Minne. Mittels ikonographischer Vergleiche aus der zeitgenössischen

Buch- und Wandmalerei wird der zeitliche Schwerpunkt der Kacheln mit dieser Thematik in das 14. Jahrhundert gesetzt. Schade, dass in die kunsthistorische Auswertung unbedingt Stilanalysen, die zum Teil nicht immer überzeugend wirken, einfließen mussten (S. 61/62).

Die zweite Gruppe beinhaltet die sakralen Motive. Hierbei wird jene Frage aufgeworfen, die sich bei der Lektüre immer wieder stellte: «Sind die Kachelmotive im Hinblick auf ein Konzept, ein Bildprogramm ausgewählt worden?» (S. 65). Leider wurde und konnte dieser Ansatz nicht zu Ende diskutiert werden, da die Kacheln aus Schuttschichten stammen, die keine zusammengehörigen Stücke erkennen lassen. Deshalb ist es mit diesem Fundmaterial nicht möglich, einen überlieferten Ofen (mit dem ganzen Bildprogramm) einem bekannten Besitzer/Auftraggeber zuzuschreiben. Wurden hingegen bei den sakralen Motiven – wie Roth Kaufmann postuliert – wirklich nur die stereotypen Kompositionen ohne den theologischen Bildinhalt reproduziert (S. 66), oder lagen dem Gesamtwerk nicht doch religiöse Vorstellungen und Absichten zugrunde, die die Auftraggeberschaft in ihrem Privatbereich propagierten?

Dadurch, dass die Öfen Motive aus dem sakralen (Mariendarstellungen) und profanen/höfischen Bereich (Minne, Ritter, Heraldik) nebeneinander trugen – so anhand der Rekonstruktion der Autoren –, schliesst Roth Kaufmann eine «Ausrichtung auf theologisch komplexe Inhalte» aus (S. 66). In der Motivwahl verfolgte man primär dekorative Absichten (S. 75). Der Ofen in seiner Gesamtheit, der wesentliche Elemente der Stadt- und Kathedralarchitektur (gotischen Sakralarchitektur) aufnahm, und die sakrale Thematik auf den Kacheln gehörten m. E. zum religiösen Alltagsbewusstsein der damaligen Gesellschaft.

Ikographische Vergleichsbeispiele zu den sakralen und profanen Szenen werden oft nur knapp erwähnt, die exakten Quellen werden hingegen nicht immer aufgeführt.

Im Abschnitt über die Verbreitung der Motive (S. 77) versucht die Autorin den Handel und die Verbreitung der Ofenkacheln, d. h. der Model nachzuzeichnen, der sich über ein Gebiet von Bern bis nach Strassburg verfolgen lässt (S. 80).

Unter dem Titel «Bildsprache bernischer Kachelreliefs als Spiegel oberrheinischer Kunst des Spätmittelalters» werden die einzelnen Motivgruppen schwerpunktmässig lokalisiert. Doch liess sich trotz der weiten Verbreitung einzelner Motive und Motivgruppen die Herkunft der Bildthemen an den Berner Ofenkacheln nicht genau ausmachen. Auch sind verlässliche Aussagen über mögliche Bildprogramme und Stileinflüsse kaum machbar – dies aufgrund des noch lückenhaften Forschungsstandes der profanen Ausstattung der städtischen Wohnhäuser. Die Autorin kommt zum Schluss, dass die Öfen ein Konzentrat von Zitaten aus dem Repertoire der profanen und sakralen Bildvorlagen vereinen. In den vordergründig narrativ und repräsentativ gestalteten Öfen spiegeln sich nach Meinung der Autorin die von der Auftraggeberschaft gefragten neuesten Trends wider (S. 83). Auf S. 85 zieht die Autorin dennoch mögliche Bildprogramme in Erwägung. Auf den Öfen des 14. Jahrhunderts waren somit vorwiegend Szenen aus dem Bereich der Minne oder Physiologusmotive dargestellt, während sich im 15. Jahrhundert die Themenwahl auf die sakrale Ikonographie oder auf Herrschaftsdarstellungen verlagerte.

Die nach den Regeln der klassischen kunsthistorischen Betrachtungsweise vorgenommenen stilorientierten Falten- und Physiognomieübungen sind in dieser «Kunst»gattung nicht gerade gewinnbringend – zumal die Darstellungen aufgrund des Bildträgers Keramik stark vereinfacht sind. Obschon die Autorin darauf hinweist, dass präzise Studien der Falten gar nicht möglich sind – und m. E. nicht nötig –, werden Stilanalysen zu stark in den Vordergrund gerückt (S. 83). Doch liess sich damit das pauschale Ergebnis erbringen, dass der grösste Teil der Berner Ofenkeramik

sich in die Kunstlandschaft am Oberrhein einfügt und der «typischen gotischen Formensprache nach 1450» entspricht (S. 84).

Im Anschluss an die Ausführungen zu Technologie, Handwerk, Stil und Motivwahl präsentieren sich die rund 2500 Kachel-fragmente nach Motiven geordnet auf einem übersichtlichen elfseitigen Motivatlas (S. 89–99, im Buchdeckel als Faltprospekt beigelegt). Daran schliesst sich der umfangreiche Katalog mit einer Auswahl von 433 Kacheln auf 194 Seiten an. Die Objekte sind alle in einer Zeichnung im Massstab 1:1 – leider sehr grobkörnig gepunktet und daher oft ungenau – abgebildet und ausführlich formal, ikonographisch und technologisch beschrieben.

Mit der vorliegenden Publikation über die spätmittelalterliche reliefierte Ofenkeramik in Bern wurden die Autoren ihrem Anspruch, ein vollständiges Bild der bis anhin bekannten Reliefmotive des Spätmittelalters aus dem Raume Bern zu zeigen, gerecht. Mit der Vermutung, dass es sich dabei jedoch um eine reine Repräsentationslust der Reichen handelt, die scheinbar eher zufällig die Kachelmotive ausgewählt haben, ist auf diesem Gebiet sicher nicht das letzte Wort gesprochen bzw. geschrieben. Unbeantwortet bleiben Fragen nach den Auftraggebern und den Bildprogrammen, die gerade bei Repräsentationsobjekten im privaten Bereich von grossem Interesse wären, die jedoch aufgrund der Fundumstände in dieser Bearbeitung nicht miteinbezogen werden konnten.

Schliesslich unterstreicht die vorliegende Publikation einmal mehr, dass Kunstgeschichte und Mittelalterarchäologie je länger je mehr voneinander profitieren können. Die Autoren haben hiermit eine Grundlage geschaffen, die für weitere Forschungsarbeiten auf dem Gebiet der spätmittelalterlichen Ofenkeramik richtungweisend ist. Ferner trägt sie dazu bei, die Forschungslücke in der Berner Wohnkultur des 14. bis 16. Jahrhunderts zu schliessen. Wie Hans Grüter im Vorwort zu Recht betont, «müssen wir unsere Materialien erschliessen, sollen sie als Quelle für die Rekonstruktion mittelalterlicher Lebensrealität fliessen» (S. 7).

Christine Keller

* * *

Montanarchäologie in Europa. Berichte zum Internationalen Kolloquium «Frühe Erzgewinnung und Verhüttung in Europa» in Freiburg im Breisgau vom 4. bis 7. Oktober 1990 (= Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, hrsg. von HANS ULRICH NUBER / KARL SCHMID / HEIKO STEUER / THOMAS ZOTZ, Bd. 4) (Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1993). 562 S., 304 Schwarzweiss-Abb.

An der Universität Freiburg i. Br. hat sich 1985 eine Gruppe von Fachleuten zusammengefunden im Bestreben «Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland» durch gezielte Forschung zu fördern. Unter Leitung des Direktors des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Freiburg i. Br., Prof. Dr. Heiko Steuer, in Zusammenarbeit mit dem geologischen Landesamt Baden-Württemberg, Dr. H. Maus, sowie dem Forschungsinstitut für Edelmetalle und Metallchemie Schwäbisch-Gmünd, Prof. Dr. Ch. Raub, wurde ein Forschungsprogramm mit dem zentralen Thema Bergbau im umfassendsten Sinn bis hin zur Veränderung des Siedlungsgefüges erarbeitet. Die Realisierung konnte, mit grosszügiger Unterstützung der Volkswagen-Stiftung und in der Folge auch der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung des Landes Baden-Württemberg, über zeitlich gestaffelte Teilprojekte angegangen werden.

Mit ersten Ergebnissen macht der vorliegende Band über Montanarchäologie in Europa bekannt, der in ausgeweiteter Form über 40 Beiträge aus den verschiedensten Bergbauregionen und Epochen vereinigt, von denen die meisten als Vortrag am erwähnten Kolloquium oder als zusätzliche Ergänzung zu diesem verfasst worden sind. – Rund ein Drittel der Aufsätze behandelt Themen aus dem urgeschichtlichen und antiken Bergbau und ist als Einführung gedacht zum zentralen Anliegen dieser der mittelalterlichen Bunt- und Edelmetallgewinnung sowie der Verhüttung von Eisen gewidmeten Tagung. Diesen Vorspann leitet ein programmatischer Beitrag des Initianten Heiko Steuer über «Frühe Erzgewinnung und Verhüttung in Europa» ein. Daran schliesst ein Überblick «Zur frühen Blei- und Silbergewinnung in Europa» von Hans-Gert Bachmann. Gleich mehrere Beiträge machen mit der bronzezeitlichen Kupfererzgewinnung in verschiedenen Gebieten Europas mit unterschiedlichen topographischen Voraussetzungen bekannt; Paul T. Craddock stellt den Kupferbergbau in Grossbritannien vor: «A short review of the evidence for Bronze Age mining in the British Isles», Hans Nothdurfter äussert sich «Zur bronzezeitlichen Kupfergewinnung im Trentino und Südtirol», Clemens Eibner führt in die «Urzeitliche Bergbautechnik in den Ostalpen» ein, und Klaus Simon schliesslich bringt Argumente und Hypothesen «Zum ältesten Erzbergbau in Ostthüringen und Sachsen» bei. – Der ausserordentlich vielfältigen Aspekte des Bergbaus wegen, betreffend Lagerstätten, Abbaumethoden, Schmelzplätze mit Röstanlagen, Öfen und Schlackenhalde sowie zugehörigen Fundobjekten, aber auch Analysen von Schlacken u.a.m., kommt es praktisch kaum zu Überschneidungen, obwohl die Probleme der Metallgewinnung im Grundsätzlichen sehr viele Gemeinsamkeiten aufweisen.

In einem Beitrag über «Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur antiken Kupfer- und Silberverhüttung in Südwestspanien» macht Ingo Keesmann mit den verschiedenen Metall-Technologien bekannt und vermittelt Einblick in die Komplexität der Metallgewinnung aus Lagerstätten mit gemischten Erzvorkommen. – In die gleiche Region vielgestaltiger Vererzungen führt auch eine Studie von Volker Pingel über «Das Goldblech von Gandul und die Anfänge der Goldmetallurgie auf der Iberischen Halbinsel»; anhand der verzierten Goldfolie werden die derzeit bei den Analysen noch bestehenden Probleme der Herkunftbestimmungen von Gold («Naturgold» und Seifengold) aufgezeigt. Als Beispiel für römerzeitliche Goldgewinnung werden zwei benachbarte Bergwerksbezirke aus Nordportugal herangezogen, in deren Beschreibung sich die beiden Autoren Jürgen Wahl, «Três Minas, Vorbericht über die archäologischen Ausgrabungen im Bereich des römischen Goldbergwerks 1986/87», und Hans-Gert Bachmann, «Zur Metallurgie der römischen Goldgewinnung in Três Minas und Campo de Jales in Nordportugal», teilen; die in Stein gemeisselten und den Text bildlich begleitenden Relikte römischen Bergbaus bilden beeindruckende Geländedenkmäler. «Römischer Bergbau auf Brauneisen, Blei, Kupfer und Galmei in der Germania Inferior» wird zusammenfassend von Michael Gechter behandelt, während Wolfgang Wegener die «Montanarchäologische Prospektion im Rheinland» bezüglich Forschungsstand und denkmalpflegerischer Aspekte vorstellt. – Schliesslich folgt eine kurze Betrachtung über «Spätantike Metallgewinnung und -verarbeitung in der Harzregion», verfasst von Wolfgang Brockner und Lothar Klappauf; im Zentrum stehen archäometrische Untersuchungsergebnisse über Fundgegenstände, deren Erzherkunft mehrfach bestimmt werden konnte, u.a. über Blei-Isotopen-Verhältnisdaten.

Auf diesen einführenden Teil folgen Beiträge, die sich mit dem zentralen Anliegen des Forschungsvorhabens im südlichen Schwarzwald, dem Bergbau des ersten Jahrtausends, befassen. – Schriftquellen bilden jetzt einen neuen, wenn auch anfänglich noch

äusserst dürftigen Forschungszeit zum älteren historischen Bergbau. Mit ihrer Problematik und in historisch-ökonomischer Hinsicht bedeutsamen Quellengattung befasst sich Thomas Zotz, einer der Herausgeber dieses Bandes, während Ulrich Zimmermann die in den ersten drei Jahren erzielten Forschungsergebnisse im Gelände zusammenfasst und eindrücklich illustriert. «Frühe Blei-, Silber- und Kupfergewinnung» im Südschwarzwald wird von Gert Goldenberg als Mitarbeiter am Forschungsprojekt durch Untersuchungen an Verhüttungsrückständen beleuchtet; die Mitbeziehung der Eisengewinnung hat sich aus methodologischen Gründen förmlich aufgedrängt.

Eine kleine Studie über Bodenbelastung durch Schwermetalle (Andreas Hoppe, Ansgar Foellmer, Thomas Noeltner) erinnert an eine Problematik von höchster Aktualität. – Ein Beitrag von Ludwig H. Hildebrandt «Zum mittelalterlichen Blei-Zink-Silber-Bergbau südlich von Heidelberg» stützt sich auf eine neuere Untersuchung in jener, während rund 1000 Jahren durch Silbererzgewinnung montanarchäologisch stark dezimierten Landschaft.

Einen abgerundeten montanarchäologischen Überblick über die Vogesen vermittelt Pierre Fluck mit lehrreichen Beispielen hauptsächlich aus der jüngeren Zeit des Bergbaues (17.–19. Jahrhundert). – «Archäologische und metallurgische Untersuchungen zur mittelalterlichen Bunt- und Edelmetallverarbeitung in Höxter und Corvey» enthalten erste Resultate eines im Rahmen der Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojektes für Untersuchungen in der Altstadt von Höxter an der Weser sowie in Stadtwüstung und Kloster Corvey an geborgenen Relikten der Bunt- und Edelmetallverarbeitung. Die auch aus entsprechenden Quellen hervorgehende wirtschaftliche Verflechtung von Bergbau und klösterlichem Metallhandwerk dürfte aufgrund der neuen Untersuchungen wesentlich konkreter beurteilt werden können (Hans-Georg Stephan et al.). Ein weiteres Autorenkollektiv behandelt «Schlacken und Tiegel aus dem Adlerturm in Dortmund: Zeugen einer mittelalterlichen Messingproduktion». Uwe Lobbedey beschreibt eine Bergbauwüstung des 13. Jahrhunderts unter dem Titel «Der Altenberg bei Müsen (Siegerland). Eine Bergwüstung des 13. Jahrhunderts», die in mehreren Grabungen vom Bergbau-Museum in Bochum unter Leitung von Gerd Weisgerber freigelegt worden ist. Mit der gleichen Thematik befasst sich Wolfgang Schwabenicky im Erzgebirge, wo sich durch die Aufgabe der Silbergewinnung um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine Vielzahl von Bergbausiedlungen in Wüstungen gewandelt hat, die vorzügliche Voraussetzungen für deren archäologische Erforschung bieten. Am Beispiel einer hochmittelalterlichen Bergbausiedlung am Treppenhauer in Sachsen machen Harald Lindner und Rolf Käppeler mit den verschiedenen geophysikalischen Verfahren zur Erkundung archäologischer Situationen bekannt. Im gleichen Gebiet liegt die älteste Bergstadt des Erzgebirges, Freiberg, deren Entstehung Mitte des 12. Jahrhunderts aufs engste mit dem Bergbau verknüpft ist, wie Wolfgang Dallmann und Arndt Gühne in ihrem Beitrag «Archäologische Belege zur Frühzeit des Bergbaus und des Hüttenwesens im Revier Freiberg/Sachsen» darlegen. Ihre Ausführungen über Befunde und Funde machen u.a. mit bergmännischen Sachgütern und Objekten der Probiertätigkeit bekannt, die eine wichtige Voraussetzung für eine wirtschaftlich erfolgreiche Erzgewinnung darstellt. Diese Ausführungen werden in einem weiteren Aufsatz über «Archäometallurgische Untersuchungen zum mittelalterlichen Bergbau und Hüttenwesen im Revier Freiberg/Sachsen» von Rolf Strienitz und Bernd Ullrich ergänzt. – Jerzy Szydłowski vermittelt einen abgerundeten quellenkundlich abgestützten, historischen Überblick über den mittelalterlichen Bergbau in Oberschlesien, hauptsächlich in Bytom (Beuthen), einer Stadt, an deren wirtschaftlicher Prosperität der Bergbau offensichtlich erheblichen Anteil hat. – Im gleichen Raum befasst sich Danuta Molenda als Historikerin mit

der mittelalterlichen Buntmetallgewinnung; als eines der in manchen Fällen noch ungelösten Probleme erwähnt sie die Datierung der polymetallischen Erzlagerstätten, die nach Unterbrüchen immer wieder und manchmal auch mit weiter entwickelten Methoden über mehrere Jahrhunderte hinweg abgebaut worden sind. «Montanarchäologische Forschungen im Erzbergbaurevier von Banská Štiavnica (Schemnitz)» beleuchten den noch jungen Zweig der systematischen Bergbauforschung in der Slowakei (Jozef Labuda). – Gleich zwei Beiträge sind der Goldgewinnung in Böhmen gewidmet. Jiří Waldhauser berichtet zusammen mit Vladimír Daneček und Karel Nováček über «Eine hochmittelalterliche Aufbereitungsanlage für goldhaltige Erze im Bergbaurevier von Káperské Hory (Bergreichenstein) in Böhmen»; sie stellen eine Aufbereitungsanlage in den Mittelpunkt der Betrachtung und machen mit ersten Ergebnissen eines zu diesem Thema laufenden Forschungsprojektes bekannt. – «Urgeschichtliche und mittelalterliche Goldgewinnung in Südböhmen werden von Jaroslav Kudrnač und Jan Michálek dargestellt unter den Stichwörtern Goldseifen, Bergwerke und technische Anlagen; die Region zählt mit einem Gehalt von 10–15 Gramm je Tonne Quarzgestein zu den führenden Produktionszentren Europas und wurde bereits im 1. vorchristlichen Jahrtausend intensiv genutzt. – In einer weiteren Übersicht befassen sich Dragan Bogosavljević und Sofija Vuković mit einer Abfolge von Bergbaubezirken im alten Serbien. In ihnen wurde seit der Antike hauptsächlich Blei und Silber gewonnen. Darüber existieren verschiedene, weit zurückreichende schriftliche Quellen. Archäologische und metallurgische Methoden dagegen sind erst in jüngster Zeit zur Erforschung des mittelalterlichen Bergbaugeschehens angewendet worden, und dies nicht ohne Erfolg, wie dieser Bericht zeigt. – Die Vielseitigkeit des vorliegenden Bandes bestätigt ein Beitrag von Rudolf Fasser, «Zur Gründungsgeschichte des Südtiroler Landesbergbaumuseums», das sich aus den drei Zentren Jöchlsthurn bei Sterzing (mit altem Gewerkenhaus), Ridnaun-Schneeberg mit dem eigentlichen Fördergebiet rund um das Knappendorf St. Martin auf 2354 m Meereshöhe sowie dem Kupfer führenden St.-Ignaz-Erbstollen im Prettau Bergwerk auf rund 2000 m Höhe zusammensetzt. Über ein 1984 eingeleitetes Forschungsprogramm in der Ruinenstätte Rocca San Silvestro, einer Höhensiedlung aus dem 10. Jahrhundert berichtet Riccardo Francovich. Das polymetallische Bergbauzentrum liegt gegenüber Elba am Monte Calvi, wo bereits die Etrusker Eisenerze abgebaut haben. Das Forschungsziel ist breit gefächert und reicht vom sozialen Gefüge über chronologische sowie technologische Aspekte bis zur Metallgewinnung über die Stufen von Abbau, Extraktion und Verarbeitung in handelsübliche Formen und daraus gefertigten Metallgegenständen. – Mit Spannung liest sich die Zusammenfassung von Marie-Christine Bailly-Maître und Alain Ploquin über «Brandes en Oisans», ein Bergbaurevier in extremer Höhenlage, an der Westabdachung des Pelvoux-Gebirges, östlich von Grenoble (Dauphiné). Sie gilt der mittelalterlichen Gewinnung von Eisenerz und berücksichtigt die auf über 1800 m Höhe erbaute Bergbausiedlung (an die 80 Gebäude) mit Kirche und Gräberfeld, ferner das auf 2700 m ü.M. gelegene Abbaugelände mit Stollen, Waschanlagen und weiteren technischen Anlagen und besonders auch die drei durch Grabung freigelegten und damit verknüpften Schmiedebetriebe. Analysen der hier vorgefundenen Schlacken tragen zum weiteren Verständnis der an diesen Stellen abgewickelten Arbeitsprozesse bei. – In einem methodischen Überblick, «Die Entwicklung der Eisenmetallurgie», stellt der bekannte Leobener Paläometallurge Gerhard Sperl die technischen Neuerungen im Hüttenwesen, die zur stetigen Steigerung der Produktivität geführt haben, in den Vordergrund seiner Ausführungen. – Gerd Magnusson handelt das Thema «Early iron manufacturing in Sweden» in einem zwölf Punkte um-

fassenden Programm ab. Dazu hat er die ungefähr zwischen Karlstad Örebro und Falun gelegenen «Berglagen» ausgewählt, die dicht mit Bergbaurevieren aus dem frühen Mittelalter bis in die Neuzeit belegt sind. Das im übrigen karge, auf der Suche nach Erzen, nach der einen Auffassung primär durch Germanen, kolonisierte Gebiet weist dank schwacher Besiedlung gute Überlieferungsbedingungen auf, mit Ausnahme neuzeitlicher Eingriffe, die von der industriellen Nutzung derselben Bodenschätze herrühren. Auch in diesem Aufsatz wird die nachhaltige Auswirkung neuer Arbeitstechniken (mechanische Ofenbelüftung usw.) auf die Produktivitätssteigerung von Eisenerz und ihre wirtschaftlichen Folgen hervorgehoben. – Zwei Kurzberichte, einerseits von Guntram Gassmann, unter dem Titel «Neuere Untersuchungen zur vor- und frühgeschichtlichen Eisengewinnung im südlichen Oberrheingebiet», und andererseits von Martin Kempa, «Die Anfänge der Eisenverhüttung auf der Schwäbischen Alb», orientieren über Ergebnisse von in jüngster Zeit durchgeführten Prospektionen und Grabungen mit regionalem Bezug. – Ein letzter archäologischer Beitrag «Untersuchungen zur vorneuzeitlichen Eisengewinnung und -verarbeitung im Lahn-Dill-Gebiet: Ausgangslage und Ergebnisse der archäologischen Geländeprospektion» gewährt Einblick in die praktische und systematische Abwicklung eines Projektes zur Beschaffung von Grundlagen für die weitere Forschung. Das Ergebnis, in Zahlen und Fakten ausgedrückt, ist bemerkenswert. Ein diese Studie begleitender Beitrag von Richard Pott und Martin Speier berichtet über «Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen» mit der Zielsetzung nach möglicher Rekonstruktion der damaligen Vegetation und der Auswirkungen auf diese im Verlauf der prähistorischen und historischen Eisenverarbeitung; die vorwiegend pollenanalytisch abgestützten Ergebnisse führten zur Aufdeckung gravierender Veränderungen, bedingt durch Übernutzung der Wälder für die Gewinnung von Holzkohle und Rodungsvorgänge im Verlauf verschiedener Binnenkolonisationen, u.a. auch Umsiedlungen von den Hochflächen in Tallagen (13. Jahrhundert).

Bei der Vielzahl des Gebotenen, an dem 60 Autoren teilhaben, schien eine Beschränkung auf eine Inhaltsübersicht das zweckmässigste Vorgehen, um die grosse Bedeutung der vorliegenden Publikation einigermaßen ins richtige Licht zu rücken. Es ist sinnvoll, nach Durchsicht der einzelnen Beiträge nochmals die programmatische Einführung von H. Steuer zu lesen, um sich der Vielseitigkeit der Montanarchäologie und der ihr eigenen Faszination bewusst zu werden. In der Vielfalt der gesammelten Aufsätze liegt auch die Stärke des vorliegenden Bandes, dessen Inhalt ein wesentlich breiteres Publikum aus Wissenschaft und Forschung, aber auch aus kulturgeschichtlich interessierten Kreisen anzusprechen vermag, als der Titel auf den ersten Blick vermuten lässt.

René Wyss

* * *

Im Licht der Dunkelkammer. Die Schweiz in Photographien des 19. Jahrhunderts aus der Sammlung Herzog, hg. vom Schweizerischen Landesmuseum Zürich, Texte von BEAT VON WARTBURG, BEATRIX MESMER, PETER HERZOG, RUDOLF SCHNYDER, HANSPETER LANZ, MATTHIAS SENN, ANDRES FÜRGER (Christoph Merian Verlag, Basel 1994), 226 Seiten, 164 Farbabbildungen.

Révélations de la chambre noire. La Suisse du XIX^e siècle à travers les photographies de la collection Herzog, édité par le Musée national suisse Zurich.

Les pratiques et théories de la photographie depuis son invention officielle en 1839 sont d'une richesse dont les institutions suisses ne prennent conscience que depuis une vingtaine d'année, dans les domaines historique, universitaire et muséal. Le statut de la photographie, en particulier la manière contemporaine de l'appréhender, a heureusement évolué de manière très sensible parallèlement aux recherches sur les arts visuels et, plus largement, dans le champ des sciences humaines.

Là où les institutions publiques ont failli, les collectionneurs privés ont joué, et jouent encore, un rôle essentiel. Ruth et Peter Herzog, qui ont réuni à Bâle une des plus belles collections privées de photographies, notamment de photographies du XIX^e siècle, ont cédé au Musée national la partie suisse de leur collection (on parle de 100 000 photographies). Une sélection a été exposée récemment et publiée dans l'ouvrage dont il est question dans ces quelques lignes.

Comme le note ironiquement dans son introduction David Streiff, directeur de l'Office fédéral de la culture, le XX^e siècle est enfin entré au Musée national, et l'achat d'une collection de photographies (même du XIX^e siècle) en est un signe encourageant. Un siècle de retard est ainsi comblé. Il n'en demeure pas moins judicieux de s'interroger sur ce que signifie un acte aussi symbolique.

Enfin acceptée comme objet de collection au Musée national, la photographie fait *ipso facto* entrer celui-ci dans notre temps par la reconnaissance du fait qu'elle est – depuis 1839 – un médium de modernité, résumant à elle seule une grande partie des problématiques rapports entre culture en général et histoire. Ceci particulièrement dans la culture visuelle occidentale, dont la photographie est une des données essentielles. Or il y a ici un paradoxe: la photographie fait entrer symboliquement le Musée dans le XX^e siècle, sans qu'il ait encore de conception contemporaine de la photographie.

C'est là exactement que se situe le problème posé par la publication de ce livre. La photographie a une histoire propre (celle de ses auteurs, de ses techniques, de ses approches esthétiques), mais elle est elle-même un regard particulier, subjectif, sur la nature, les objets ou les individus. Même dans le cas d'une approche à l'origine strictement documentaire une photographie est aussi une création esthétique avec ses lois et ses valeurs propres, qui changent avec le temps.

On ne lit pas une photographie du XIX^e siècle de la même manière aujourd'hui que lorsqu'elle a été prise. La photographie, particulièrement celle du XIX^e siècle en raison de ses procédés et de son éloignement, s'esthétise avec le temps.

Du point de vue de l'historien, la photographie ne saurait être un simple document soumis aux exigences de ses propres connaissances ou de ses propres fantasmes. Elle a un sens propre, qui peut être multiple. Or, au-delà de l'excellent choix des images et de la pertinence des sujets traités, la conception de la photographie qui préside à la publication du Musée national souffre d'une approche trop iconographique, prisonnière d'un discours de caractère historiciste.

Ce qui est en question ici, ce n'est pas la qualité des commentaires, mais la méthode. En effet, si les éléments de biographie et l'exposé des faits sont du meilleur niveau, l'approche générale présente d'une carence de conception de ce qu'est l'essence de la photographie et de son rapport à l'histoire.

Cet aspect mérite d'être souligné, car une telle approche souscrit implicitement à une théorie qui considère la photographie comme matière d'archive, à côté d'une production strictement plastique réalisée par une petite élite d'artistes. Or toute l'histoire de la photographie relativise cette théorie trop simple, qui a entre autres l'inconvénient d'évacuer le problème de la réception. Notamment parce que le sens des photographies change en fonction du discours

ou de la culture de celui qui les regarde, et que toute photographie tend à esthétiser le laid comme le beau, l'innommable comme le prodigieux.

Une approche tenant compte de la réception *et* de l'esthétisation permet d'élargir au regard et au talent une problématique trop souvent circonscrite au seul statut de la photographie. Après l'épisode du pictorialisme, les diverses avant-gardes des années vingt, notamment Duchamp et Man Ray, ont bien mis en évidence le caractère spécifique de la photographie en décloisonnant des pratiques artistiques imposées de manière académique. Dans leur idéalisme, ils pensaient pouvoir mettre fin à une conception née d'une querelle sur le caractère scientifique ou artistique de la photographie.

La couverture de *Révélation de la chambre noire*, par exemple, reproduit une photographie exceptionnelle de nuages, réalisée par le professeur Albert Riggenbach. Or il est évident que cette photographie a une origine scientifique. Elle est ici reproduite pour ses qualités esthétiques et n'intéresse nullement notre curiosité météorologique. Elle est comparable aux photographies de nuages

d'Alfred Stieglitz, prises elles dans une optique strictement esthétique. Cette ambiguïté se retrouve dans le livre. Ce dernier souffre d'une absence de mise en perspective de la photographie par un texte circonstancié et clair sur la philosophie propre de ce médium, qui soulignerait son caractère particulier, les sens divers qu'elle suscite, et la manière de produire ces sens.

A la fin du XIX^e siècle la Suisse fédérale s'est forgée une figure historique particulière, alliant les faits aux mythes. La photographie, comme la peinture, a joué un grand rôle dans le cadre de cette mise en images, faite à grands coups de références idéologiques. Le livre s'attache à ce processus, mais ne montre pas le rôle particulier et fascinant joué par la photographie.

Cette faiblesse du concept est d'autant plus marquée que le choix des photographies est excellent, signe de la qualité de la collection acquise et des richesses qu'elle recèle, dorénavant sous l'égide du Musée national.

Daniel Girardin